

Heilige Ordnung noch in Ordnung?

Hierarchie neu denken

Klaus Müller, Münster

1. Ausgangslage

Immer am vierten Sonntag der Osterzeit ist es soweit: Gelesen wird das Evangelium vom Guten Hirten. Das ist traditionell der Weltgebetstag für geistliche Berufe. Schon im Vorfeld kursieren Statistiken – seit Jahren mit Zahlenangaben so desaströs, dass sich selbst seriöse Medien Sorgen um die katholische Kirche zu machen beginnen. Nur wenige Streiflichter: 1965 gab es in Deutschland etwa 500 Neupriester, 1985 dann 220, 2005 nur noch 122, 2015 – der bisherige Tiefpunkt: 58. Also in 50 Jahren ein Rückgang von 88,7 %. Manche Diözesen hübschen die Zahlen auf, indem sie Kandidaten aus dem Ausland mitweihe, die dann wenig später in ihre Heimat zurückkehren. An der weltweit größten Katholisch-Theologischen Fakultät an einer staatlichen Universität in Münster studieren die Priesteramtskandidaten für Münster, Osnabrück, Hildesheim, Hamburg, Essen und Aachen. Verteilt über die 10 Studiensemester sind es insgesamt etwas über 30. Der Chef des Münsteraner Priesterseminars sagte im Vorfeld des Welttags der geistlichen Berufe 2016 in einem Interview wörtlich: „Das System, wie es heute besteht, ist am Ende.“ Niemand hat widersprochen, nicht einmal die Erzkonservativen.

Warum erzähle ich das? Weil das System nicht nur beim Priesternachwuchs zu Ende ist, sondern weil das Gleiche noch viel weiträumiger gilt: Auch das System des bisherigen Pfarrgemeindelebens ist am Ende. Als ich 1964 Messdiener wurde, gab es am Sonntag in meiner Gemeinde Gottesdienste um 7.00 Uhr, 8.30, 10.00, 11.00 und abends um 19.00 Uhr. Anfang der 70er Jahre kam die Vorabendmesse dazu. Jetzt würde – mit Ausnahme einiger Feiertage und wegen der hochkarätigen Kirchenmusik – ein Gottesdienst am Sonntag locker reichen.

Und noch ein Systemende möchte ich nennen, eines, das vielleicht noch kaum als solches wahrgenommen worden ist: Mit Papst Franziskus ist das seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts immer gigantischer aufgeblähte und mit Benedikt XVI. in eine Art Erstarrung getretene System des römischen Papsttums ans Ende gekommen. Selbst wenn der Petrusnachfolger Franziskus nicht lange im Amt wäre und kaum einen seiner Reformanstöße zu Ende führen würde, hätte er dennoch eine solche Vielzahl grundstürzender symbolischer Gesten gesetzt und Entscheidungen getroffen, die es für einen Nachfolger faktisch unmöglich machen, wieder zum alten vatikanischen Hofzeremoniell zurückzukehren. Und wenn es einer versuchte (Kandidaten dafür gäbe es im momentanen Kardinalkollegium nicht wenige!), dann käme nur eine lächerliche Farce heraus, die dazu führte, dass amtlichen Wortmeldungen in großen Teilen der Welt nur noch Belästigungscharakter eignete.

Auf den Nenner gebracht: Wir leben momentan in einer Phase grundstürzender Veränderungen, Veränderungen, von denen wir noch nicht sehen, wo sie uns hinführen werden. Ist das schlimm? Nein. Es ist normal. Denn die ganze bisherige Geschichte der Kirche, nicht nur ihre äußere, sondern auch ihre geistliche Geschichte, ist kein Kontinuum, sondern eine einzige Kette revolutionärer Umbrüche, die zunächst immer ins Offene führten.

Wer davon ausginge, dass christliche Theologie primär vom Überzeitlichen und Ewigen handle, muss sich rasch eines anderen belehren lassen: Ein zeitlicher Grundzug und durch ihn das Bewusstsein von Geschichtlichkeit und Innovativität gehörten bereits zum Kernbestand frühchristlichen Selbstverständnisses: Im Raum des „neuen Bundes“ lebt der „neue Mensch“, der unterwegs ist zum „neuen Jerusalem“. „Odos kaine“ (Neuer Weg) ist laut Hebr 10,20 eine der Selbstbezeichnungen der frühen Gemeinde gewesen. De facto schließt der geschichtliche Gang des Christentums wenigstens fünf Innovationen ein, mit denen Sprünge von Diskontinuität einhergehen und die entsprechend von kirchlich-theologischen Krisen begleitet waren bzw. sind. Ich sage „sind“ deshalb, weil die beiden letzten Innovationsschübe noch gar nicht abgeschlossen sind. Worum geht es?

2. Fünf Schübe innovatorischer Diskontinuität

Folgende Innovationen habe ich dabei im Auge:

– Erster Schub: Der Überschritt des jungen Christentums aus dem jüdischen Kontext in die griechische Ökumene. Um es im gebotenen Telegrammstil zu beschreiben: Das Christentum beginnt als innerjüdische Reformbewegung. Jesus hat weder eine Kirche gegründet, noch ein kirchliches Amt gestiftet, auch kein Neues Volk Gottes gesammelt. Sein Anliegen war eine Neusammlung des Gottesvolkes – symbolisch ablesbar am Zwölferkreis der Apostel – und aus deren Scheitern, gehen in schmerzlichen Ablösungsprozessen judenchristliche Gemeinden hervor. Und von diesen aus wiederum kommt es – unter erneuten, teils harten Konflikten, die auch antijudaistische Spuren bis in die neutestamentlichen Schriften ziehen – zur Ausdehnung der Jesusverkündigung an die Heiden. Dabei spielt der Apostel Paulus die entscheidende Vorreiterrolle. Sprachlich-kulturell ist das zwar durch das schon längst bestehende hellenistische Diaspora-Judentum vorbereitet, aber die völlig unjüdische Missionspredigt an die Heiden, der durchaus in den Evangelien überlieferte Jesus-Worte entgegenstehen, ist etwas völlig Neues. Im Gefolge der damit einsetzenden rasanten Ausdehnung des Christentums kommt es gegen die ursprünglich charismatisch und ausgesprochen machtkritisch geprägten Gemeinden relativ bald und ab etwa 150 n. Chr. definitiv zur Ausbildung hierarchischer Strukturen inklusive kultisch-priesterlicher Interpretation. Beides kann nicht einfach auf das Neue Testament zurückgeführt werden, ist aber wohl als unvermeidliche Gestalt der nötig gewordenen Veralltäglichen des Charismas und der Glut des Anfangs zu begreifen. Umriss alternative Konzepte, die sich gleichwohl im Neuen Testament, namentlich im Kontext von Matthäus und Paulus finden, stiften permanent zu kritischer Revision dieses innovatorischen Bruches an.

– Zweiter Schub: Der christliche Aristotelismus. Hatte das erste Innovationsproblem soeben mit dem Verhältnis des Christentums zum Judentum zu tun, so

das zweite, um das es nun gehen soll, mit einem Verhältnis zum Islam: Nach Jahrhunderten der Vergessenheit war im 12. Jahrhundert auf dem Umweg über Bagdad, Nordafrika, Cordoba und Neapel auch im Westen wieder das vollständige Werk des antiken Philosophen und Platon-Schülers Aristoteles bekannt geworden.¹ Tradiert und kommentiert von jüdischen und vor allem arabischen Philosophen waren die Theologen an den Hochschulen in Bologna, Paris, Oxford, Köln usw. auf einmal mit einer vollständigen, von der Bibel unabhängigen Philosophie einschließlich einer philosophischen Theologie konfrontiert. Die Dominikaner Albertus Magnus und sein Schüler Thomas von Aquin stellen sich exemplarisch dieser Herausforderung. Sollte christliche Theologie den durch Aristoteles nunmehr markierten wissenschaftlichen Standards genügen, musste sie sich auf einen argumentativen Stil einlassen, der sich markant von dem bisher Üblichen, im klösterlichen Kontext gepflegten Symboldenken aus den Ressourcen der biblischen Bilderwelt unterschied. Die Schärfe, mit der etwa Thomas' Freund und Kollege Bonaventura aus dem Franziskanerorden in den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts gegen die Philosophie wetterte und lehramtliche Eingriffe des Bischofs von Paris 1277 verraten, wie prinzipiell damit das Verhältnis von Vernunft und Glaube thematisiert war.² Nach anfänglichem, gegenteiligem Anschein ist jedoch schon gegen Ende des Jahrhunderts subtile Rationalität zum Standard des reflexiven Umgangs mit der christlichen Offenbarung geworden. Man kann das durchaus „christlichen Arabismus“ nennen.³ Die christliche Theologie verdankt ihm Kathedralen des Gottdenkens, die Philosophie – etwa in der Logik oder der Sprachphilosophie – Durchbrüche auf Niveaus, die auf anderem Wege wohl nicht erreicht worden wären. Die ursprünglich als „gefährliche Neuerer“ Gescholtenen, wie etwa der Hl. Thomas von Aquin werden in verblüffend kurzer Zeit zu den normativen Leitfiguren eines neuen Verständnisses von Glaube, der weltbezogen ist und auf die Autonomie des Menschen setzt.

¹ Vgl. dazu M. Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr., München 2006, 517–584.

² Vgl. dazu K. Müller, Wissen und Glauben. Christlicher Aristotelismus im Mittelalter, in: F. Gniffke/ N. Herold (Hg.), Klassische Fragen der Philosophiegeschichte I. Antike bis Renaissance (Bd. 3/I), Münster 2002, 153–178.

³ Vgl. dazu besonders K. Flasch, Meister Eckhart. Die Geburt der «Deutschen Mystik» aus dem Geist der arabischen Philosophie, München 2006.

– Dritter Schub: Die philosophische Moderne und ihre theologischen Konsequenzen. Wieder im Telegrammstil gesagt: Der flächendeckende Zusammenbruch der christlichen Tradition im Gefolge der Religionskriege als der ungewollten Folgen der Reformation führt einerseits zu Versuchen einer Erneuerung der Philosophie (etwa bei Descartes, Leibniz, Spinoza), andererseits in die Bewegung der Aufklärung – beides kann, muss aber nicht ineinander greifen. Das Ungenügen an dieser doppelzügigen Reaktion treibt in der kurzen Epoche von 1781 (Tod Lessings und dem Erscheinen von Kants *Kritik der reinen Vernunft*) bis 1831/32 (Tod Hegels und Goethes) eine philosophisch-theologische Diskurs-situation hervor, wie sie in Dichte und Niveau einzig der griechischen Klassik vergleichbar ist. In diesem Debattenfeld kommt es zu fundamentalen Neubestimmungen theologischer Grundbegriffe wie Gott, Religion, Offenbarung *durch* die Neufassung philosophischer Grundbegriffe wie Vernunft, Wahrheit, Moral etc. und umgekehrt. Offenbarung z.B. wird jetzt nicht mehr als Instruktion von oben und außen, sondern als Selbstmitteilung des Absoluten in der Geschichte gefasst. Die dabei aufbrechenden Debatten sind bis heute nicht abgeschlossen, die ganz frühen theologischen Rezeptionen der modernen Philosophie nur unzureichend erforscht, die Potentiale einer in diesem Sinn modernen Theologie weitgehend unerschlossen.

Kleine Nachbemerkung: Die Reformation rechne ich nicht zu den innovatorischen Disruptionen, dafür war Luther zu konservativ (und Melanchthon erst recht). Und die allfällige These vom Protestantismus als dem Quell der modernen Freiheitsphilosophie kann man getrost als einen der nicht wenigen Neuzeit-Mythen ausbuchen.

– Vierter Schub: Symbolisch kann für ihn das II. Vatikanische Konzil (1962-1965) stehen. Mit diesem Konzil beginnt sich die katholische Kirche als polyzentrische Weltkirche zu begreifen und zu beschreiben. Die Anerkennung der Religionsfreiheit (*Dignitatis humanae*) ist der zugespitzte Ausdruck des Willens der Kirche, sich unter Einschluss von Selbstkritik in ein angemessenes Verhältnis zur modernen Welt zu setzen. Explizite Auseinandersetzungen mit dem Denken der Moderne erfolgen kaum – daher kommt es auch nach dem Konzil

zu keiner ausdrücklichen Moderne-Rezeption. Gleichwohl hat sich gerade an den philosophischen Implikationen der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* am nachhaltigsten der Disput um das Vaticanum II entzündet: Dem einen geht die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Kirche und Welt längst nicht weit genug, dem anderen gilt dieser Konzilstext als Chiffre einer gefährlichen Annäherung, wenn nicht Anbiederung an die Moderne, die die Ambivalenz von deren Vernunftbegriff, wiederum symbolisch gesprochen: die *Dialektik der Aufklärung* nicht zureichend wahrgenommen habe (das war auch früh bereits die Meinung des damaligen Regensburger Theologen und nachmaligen Münchener Kardinal Joseph Ratzinger, die er dann als Papst auch bis zum Ende seines Pontifikats beibehielt). Der Streit um die richtige Auslegung der Konzilstexte hat gut 50 Jahre nach Ende des Konzils und danach drastisch zugenommen. Dahinter steht schlicht und einfach die Frage, wie viel Neues eine Offenbarungsreligion verträgt und wie sie mit der Entdeckung ihrer eigenen Geschichtlichkeit umgeht. Genau an diesem Punkt stehen wir derzeit – fast möchte ich sagen: Unentrinnbar, zum einen innerkirchlich, zum andern aber mit Blick nach außen durch eine dramatisch verschärfte Weltlage. Und die Antwort, die auf diese Frage gegeben wird, entscheidet wesentlich darüber, ob Menschen, die der katholischen Kirche angehören, in ihr bleiben werden – und auch, ob Menschen, die noch nicht oder nicht mehr zur Kirche gehören, sich für sie gewinnen oder wiedergewinnen lassen.

– Einen fünften Schub erleben wir derzeit live. Er geht von Papst Franziskus aus. Alle wissen, dass er zum Papst gewählt wurde, um den Augiasstall auszumisten, der im letzten Jahrzehnt des Pontifikats Johannes-Paul II. in der Kurie eingerissen war und sich im Pontifikat Benedikt XVI. ausgebreitet hatte – Stichwort Vatileaks (mehr möchte ich darüber nicht verlieren). Aber keiner der Kardinalskollegen hatte im Blick, wie radikal Franziskus die ihm anvertraute Aufgabe angehen würde. Auch er prallt dabei von Tag zu Tag gegen seit Jahrhunderten zementierte Strukturen, aber er konterkariert das durch seine persönliche, nicht kontrollierbare Unmittelbarkeit, mit der er Traditionen ausbootet und Gesten einer Menschlichkeit setzt, die es nie vorher seitens eines Petrusnachfolgers gab. Der Film *Papst Franziskus – ein Mann seines Wortes* von

Wim Wenders, im Sommer 2018 im Kino, bringt das treffend ins Bild, besonders in den Interviews, in denen Franziskus sozusagen von der Leber weg von seinem Glauben und seinem Leben erzählt. Authentischeres gibt es von keiner einzigen Person öffentlichen Interesses des letzten halben Jahrhunderts. Da spricht kein großer Theologe, kein intellektueller Überflieger, aber jemand, der in einfachen Worten die Seelen von Menschen berührt. Genau das aber schürt die Wut der Traditionalisten, die Franziskus' Stil als Verrat am Überkommenen, am vatikanischen Hofzeremoniell empfinden, ihn deshalb schmähen und niedermachen, bis dahin, dass mancher meint, als heimlicher Nebenpapst diesem Pontifikat ein wirklich theologisches Rückgrat implementieren zu sollen. Aber Franziskus hat dem zu wehren gewusst und die richtigen Leute zur richtigen Zeit einfach rausgeworfen. Franziskus macht nicht alles richtig, langt auch in Personalfragen manchmal daneben. Aber wer wie er ordentlich aufräumen muss, kann nicht anders als sich die Hände schmutzig zu machen. Und dass er das nicht scheut, das macht ihn groß.

3. Exemplarische Prüfsteine

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich nachfolgend ein paar Problemkreise aufrufen, an denen die Frage der Zukunftsfähigkeit des Christentums zum Austrag kommt. Allen diesen Beispielen stelle ich den Grundsatz voran, dass – menschlich gesehen – in der Geschichte nichts hat so kommen müssen, wie es gekommen ist. Immer sind es geschichtlich nicht vorhersehbare Konstellationen gewesen, die zu großen Veränderungen geführt haben.

Beispiel 1: Verkirchlichung. Dass die Gläubigkeit einer Katholikin, eines Katholiken an der Häufigkeit seines Kirchenbesuchs oder des Sakramentenempfangs gemessen wird, ist ein relativ junges Phänomen und hängt mit der Konfessionalisierung des Christentums im 18./19. Jahrhundert zusammen. An diesem Maßstab gemessen erscheint die Gegenwart natürlich als beklagenswert. De facto aber hat es in der Geschichte der Kirche immer eine ganze Bandbreite von Zugehörigkeitsdichten gegeben: Vom einmaligen jährlichen Kirchenbesuch zu

Weihnachten und Ostern bis zur täglichen Messfeier. Wo eine oder einer sich verortet, hängt vom Gewissensentscheid der Einzelnen ab. Und der Kirche müssen alle – alle! – lieb und teuer sein. Oder mit einem Wort von Papst Franziskus: Die Kirche muss bis an die Ränder der Gesellschaften und Kulturen gehen.

Aber Vorsicht: Das ist kein Freibrief zum Sichsleichtmachen. Vielleicht sollten wir an diesem Punkt etwas von den gläubigen Muslimen lernen: Dass eben nicht alles beliebig ist und dass eine religiöse Gemeinschaft ohne öffentliche Rituale nicht Bestand haben und auch nicht in ihre Lebenswelt wirken kann. Als im Frühjahr 2016 im Norden Deutschland wegen des Wetters mehrere Karnevalszüge ausfielen und diese in der Fastenzeit nachgeholt wurden, sagte mir ein liberaler muslimischer Kollege: Ja seid Ihr Christen denn von allen guten Geistern verlassen, dass Ihr euch Euren Ramadan (er meinte die Fastenzeit) derart verhunzen lasst? Und Theologen des IS, des Schlächterkalifats im Mittleren Osten, – übrigens nicht selten gebildete Leute – schrieben neulich: Wenn ihr „Kreuzzügler“ mit uns seriös auf Augenhöhe reden wollt, dann lest zuerst einmal Euer Evangelium und sorgt dafür, dass die Leute das Fest der Geburt des Propheten Jesus – also Weihnachten – nicht zu einer Konsum- und Fressorgie verkommen lassen. Da ist was daran. Weil Menschen, wenn sie für Religion aufgeschlossen sind, von dieser Orientierung im Durcheinander der Welt und des Lebens erwarten. Und wenn die westliche Christenheit in Mehrheit weiter so lax mit den eigenen Grundlagen umgeht wie bisher, könnte durchaus eintreten, was der französische Skandalautor Michel Houellebecq 2015 in seinem Roman „Unterwerfung“ beschrieben hat: Dass das schwache, dekadente Christentum der Spätmoderne einem modernen islamischen Gottesstaat weichen muss. Und dabei gibt es im Islam nicht einmal Kirchenstrukturen, wohlgemerkt.

Beispiel 2: Kirchliche Ämter: Wenn Katholiken den Satz von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern aus dem Evangelium hören, fällt ihnen spontan der anfangs erwähnte „Priestermangel“ ein. Sachlich gesehen ist diese Assoziation ziemlich schräg, weil es im Neuen Testament gar keine Priester im heutigen Sinn gibt. Nur einer wird so bezeichnet: Christus selbst, im Hebräerbrief. Daneben gibt es Jünger wie die Zweiundsiebzig, die nach Lukas 10,1 zum Verkünden

ausgesandt sind, später dann kommen Diakone und Diakoninnen hinzu, Presbyter – zu Deutsch: Älteste – und Episkopen, als Bischöfe. Das sind alles Funktionen im Dienst der Gemeinde, nichts sonst. Das Hierarchische und Klerikale, die Sakralisierung kam erst später durch Einflüsse jüdischer und politisch-römischer Traditionen hinzu. Wie wenig selbstverständlich unser katholisches, in der Regel völlig überzogenes und mystifiziertes Bischofsbild ist, wird etwa daran greifbar, dass der Bischof der Bremischen Evangelischen Landeskirche bis heute einfach „Schriftführer“ heißt. Gegen ein schier unausrottbares Klischee muss man sich klar machen, dass die zwölf Apostel keine Priester waren und dass die Bischöfe heute nicht Nachfolger der Apostel, sondern Nachfolger der ersten Gemeindeleiter sind, weil Jesus den Zwölferkreis als einmaliges und einzigartiges Symbol der Neusammlung der zwölf Stämme des Gottesvolkes konstituiert hatte.

Bedenkt man diese Hintergründe ein wenig, dann stellt sich freilich heraus, dass der Priestermangel nicht zuletzt, sondern zuerst aus der radikalen Verengung des kirchlichen Amtes auf eine ganz bestimmte exklusive Gestalt: den männlichen zölibatären Priester kommt. Dass es in der frühen Kirche mit Sicherheit verheiratete Presbyter gab, die der eucharistischen Versammlung vorstanden, dass Frauen wie etwa Phoebe in Kenchreä bei Korinth den Diakonendienst ausübten oder die im Römerbrief von Paulus erwähnte Junia den Aposteln zugeordnet wird – bis man im 13. Jahrhundert, weil nicht sein kann, was sein darf, ihren Namen in den Männernamen „Junias“ umfälschte. Oder die Purpurchändlerin Lydia aus Thyatira, die wohl Vorsteherin einer Hauskirche, also Gemeindeleiterin gewesen ist. Diesbezüglich tragen wir schwer an dem Erbe, das auf den (viel zu schnell heiliggesprochenen) Papst Johannes Paul II. zurückgeht. Er hatte als nicht mehr zur Diskussion stehende Kirchenlehre dekretiert, dass die Kirche kein Recht habe, Frauen die Priesterweihe zu spenden, weil Jesus nur Männer in den Zwölferkreis berufen habe. Nach derselben Logik freilich könnte man behaupten, nur Männer, die – wie die Zwölf Apostel – in der Regel Analphabeten sind und etwas mit dem Fischereihandwerk zu tun haben, dürfen zu Bischöfen ernannt werden. Vorsicht: Satire! Aber jetzt im Ernst und um in Anlehnung an den Apostel Paulus zu sprechen (der weder Bischof noch Priester

war): Für das geistliche Amt kommt es überhaupt nicht darauf an beschnitten oder unbeschnitten zu sein, also auf unsere Frage übertragen: Es kommt nicht darauf an, ob jemand Mann oder Frau ist, verheiratet oder ehelos lebt. Sondern es kommt darauf an, neue Schöpfung zu sein, also das Leben unter das Vorzeichen des Evangeliums der Freiheit zu stellen. Neue Schöpfung könnten wir schon lange sein, wenn wir uns nicht von unseren eigenen Klischees fesseln ließen. Und darum sage ich denen, die mich jedes Jahr am Welttag der geistlichen Berufe auffordern, um Priesternachwuchs zu bitten, – ihnen sage ich mit den Worten des Paulus aus dem Galaterbrief-Schluss: In Zukunft soll mich niemand mehr belästigen – belästigen mit einem hohlen Ritual, wo uns doch Gott überreich Geistesgaben in die Hände von Männern und Frauen gelegt hat, um sein Evangelium zu verkünden und dem Reich der Himmel zuzuarbeiten. Glaube hat eben auch mit Mut und mit Freiheit zu tun.

Beispiel 3: Moral, speziell Ehe und Sexualität. Bei diesem Themenkomplex eignet spätestens seit der Enzyklika *Humanae vitae* mit dem Verbot der künstlichen Empfängnisverhütung kirchlichen Weisungen für eine überwältigende Mehrheit auch gläubiger Katholiken nur noch Belästigungscharakter, weil so Vieles, was da gesagt wird, einfach mit dem Leben der Menschen nicht mehr in Deckung zu bringen ist – eine tiefe, bittere Wunde für die Kirche. Papst Franziskus sieht klar, dass es nicht so weitergehen kann wie bisher in der katholischen Moralverkündigung. Deshalb hatte er ja auch die Doppelsynode von 2014/15 einberufen. Dort rang man darum, wie man neue Wege finden könnte, ohne die alten Ideale aufzugeben. Natürlich ist das leichter gesagt als getan. Niemals wird die Kirche ihr altes Ideal der lebenslangen Ehe aufgeben. Klar auch und berechtigt. Aber früher sind die Leute mit circa 40 Jahren nach einem erfüllten Leben gestorben. Doch heute werden sie locker 80, 90 und nicht selten 100 Jahre alt. Und wie nimmt sich dann das lebenslange Zusammensein aus? Können das alle? Geht es überhaupt? Stellen sich da nicht ganz andere Herausforderungen, wenn die eigenen Kinder als Erwachsene aus dem Haus sind und sich dann für Vater und Mutter die Frage stellt: Und was mache ich jetzt mit mir, der oder dem Best-ager, der oder die so fit ist, noch etwas ganz Neues anzufangen? Und natürlich auch die Frage homosexueller Partnerschaften. Mein

Gott, wer kann denn was dafür, wenn er oder sie so empfindet? Sind sie oder er nicht auch Geschöpfe Gottes, genauso geliebt wie die Heten, also die Heterosexuellen? Wie mit all dem klarkommen? Und auch haben wir so viele Partnerschaften, die nach einem ersten Angang scheitern und im zweiten oder dritten Anlauf gelungen sind, wo Menschen einander Halt und Hoffnung geben und Kinder bestens aufgehoben sind. Und wo in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ein Klima entsteht, das auch für nachwachsendes Leben einen offenen Raum hat.

Ist das schlimm? Natürlich ist es ein wahnsinniges Glück, wenn sich zwei Menschen auf den ersten Anhieb zusammenfinden und dann sagen können: Ja, so ist's gut mit uns und wir trauen uns in eine Zukunft hinein, was auch immer die bringen mag. Nichts schöner als das! Und ich kenne gottseidank Viele, die das von sich sagen dürfen. Aber die andern, die, die zwei-, drei-, manchmal viermal Anlauf nehmen müssen, die gibt es eben auch. Und die hat unser Gott nicht weniger lieb. Oder glauben Sie, dass der Schöpfer des Universums, der offenkundig so locker 10 hoch 11 Milchstraßen aus dem Ärmel schüttelt, – dass der die Eheschließungen seiner Gläubigen in dieser Mini-Mini-Mini-Provinz namens Katholische Kirche auf diesen Mini-Mini-Mini-Planeten namens Erde abzählt? Entschuldigung, ich glaub echt viel, aber das glaub ich nicht, das nicht. Absolut nicht. Das wäre für mich eine Gotteslästerung. Ich hätte von Gott unverantwortlich klein gedacht.

Was also bleibt in diesen Fragen nach Partnerschaft und Familie? Wenn ich das Schreiben *Amoris laetitia* von Papst Franziskus, dessentwegen er von erzkonservativer Seite als Häretiker gescholten wird, und die Kommentare einiger Bischöfe recht verstehe, bedeutet das: Erstpersönliche Verantwortung und Barmherzigkeit braucht es. Verantwortung auf Seiten der betroffenen Partnerschaften und der sie begleitenden Seelsorger. Und Barmherzigkeit auf Seiten der Kirche für die Betroffenen wie auf Seiten der Partnerinnen und Partner füreinander – und, ja, das auch, Verständnis und Barmherzigkeit für die Vertreter der kirchlichen Seite, die ja in der Tat die Aufgabe haben, das Erbe des Glaubens zu schützen (nur der Ton muss dabei halt auch stimmen). Es ist und wird immer

eine Gratwanderung bleiben, Ideale hoch zu halten und trotzdem dem Vielfalt gelebten Lebens gerecht zu werden. Wir brauchen Ideale, um im Leben halbwegs klar zu kommen. Aber manchmal muss man sie so hochhalten, dass man unter ihnen durch kann. Da kommt dann die erstpönliche Verantwortung ins Spiel. Unser Gott ist groß genug, dass er uns das zutraut.

4. Warum bleiben?

Mit diesen drei Beispielen habe ich zugleich eine Antwort zu geben versucht auf die Frage, warum es sich lohnt, in der katholischen Kirche zu bleiben. In erster Person möchte ich sagen: Es lohnt sich zu bleiben, weil der christliche Glaube eine Religion der Freiheit ist, ein Glaube, der um persönliche Verantwortung weiß, um das Gewicht des Gewissens, um die Vielfalt des Lebens und die damit verbundenen Ausnahmesituationen, um die Autonomie des Menschen. Gott ist für uns ja ein Gott, der will, dass es neben ihm auch noch Anderes gibt, nämlich uns und die ganze Schöpfung – und zwar so, dass sich in allem, was es gibt, und besonders in uns Menschen, etwas von seiner Souveränität spiegelt – wir sagen „Würde“ dazu. Gerade darin, dass Gott um des Menschen willen gar nicht mehr Gott sein wollte und darum Mensch wurde, auf dass wir ihm in menschlichem Angesicht begegnen können, wird das offenkundig. Die Kirche als Glaubensgemeinschaft ist darum von ihrem Wesen her so etwas wie ein Ort und Hort der Freiheit mitten in einer Lebenswelt, die bis in Details persönlicher Biographien hinein von vielfältigen Zwängen – oft subtilen oder sogar selbst auferlegten – bestimmt wird: Hinsichtlich des gesellschaftlichen Ranges, der Karriere, der wirtschaftlichen Möglichkeiten, der Performance in sozialen Netzwerken etc. etc. Wie befreiend ist dann doch, wenn einem aus der Kernmitte des Evangeliums (in Worten des Apostels Paulus) gesagt wird: Das christliche Grundwort schlechthin heißt nicht „Du musst“, sondern „Du bist“. Und das reicht, dass es Dich geben darf. Nur: Hören muss man diese Zusage natürlich auch wollen. Und wenn man sie gehört hat und angenommen hat, wird man mithelfen, diese Quelle der Freiheit – den Glauben der Kirche – in der Kirche zu hüten und zu leben. Dass das zum Konflikt mit kirchlichen Strukturen führen kann, liegt auf

der Hand, weil Strukturen von Natur aus wenig innovationsfreudig, aber für das Zusammenleben von Menschen dennoch wichtig sind. Darum sind Spannungen und Konflikte auch nicht schlimm, solange sie menschlich ausgetragen werden. Dazu gehört natürlich auch, dass alle Seiten unbeschadet der Unterschiedlichkeit ihrer Rollen einander in der fundamentalen Gleichheit vor Gott anerkennen – und da besteht in der Kirche noch erheblicher Lernbedarf.

Klaus Müller, geb. 1955, Promotion zum Dr. phil. an der PU Gregoriana 1982; 1984 Priesterweihe Bistum Regensburg; zwölf Jahre Seelsorge in Gemeinde und JVA; Habilitation für Fundamentaltheologie und Religionsphilosophie in Freiburg i.Br. 1994; seit 1996 Professor und Direktor des Seminars für "Philosophische Grundfragen der Theologie" an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster; derzeit Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Philosophiedozentinnen und -dozenten im Studium der Katholischen Theologie an wissenschaftlichen Hochschulen; Gastprofessuren in Österreich, der Schweiz, in Ghana und im Iran. Kontakt: mullekl@uni-muenster.de